

*Über die Autorin:*

Kathleen MacMahon ist eine preisgekrönte Journalistin und arbeitet bei Irlands nationalem Rundfunksender. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren Zwillingstöchtern in Dublin. *Liebe ist ein Meer aus Träumen*, ihr erster Roman, wurde in Irland sofort zum Bestseller.

Kathleen  
MacMahon

*Am Ende  
eines  
langen  
Sommers*

Roman

Aus dem Englischen  
übersetzt von Karin Dufner

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel  
»The Long, Hot Summer« bei Sphere/Little, Brown, London

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



© 2015 Kathleen MacMahon  
© 2016 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Covergestaltung: FAVORITBUERO, München  
Coverabbildung: Shutterstock  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-65286-2

2 4 5 3 1

*Für Des*



# Prolog

Da war sie, die gesamte Lebensgeschichte ihrer Familie, eingeklemmt zwischen zwei abgewetzte grüne Buchdeckel aus Leder, einhundert Seiten Durchschlagpapier und dazu ein umfangreiches Sammelsurium von Zeitungsausschnitten. Gleich auf der ersten Seite prangte die Verlobungsanzeige, die Deirdre vor sechs Jahrzehnten aus der *Irish Times* ausgeschnitten hatte, das Papier inzwischen vom Alter tabakfarben vergilbt, die Schrift ein altmodisch gewordenes Relikt einer längst vergangenen Zeit.

*»Mr. M. MacEntee – Miss D. O’Sullivan  
Hiermit wird die Verlobung zwischen Manus,  
dem einzigen Sohn von David und Eleanor  
MacEntee aus Kildangan, County Kildare,  
und Deirdre, der jüngsten Tochter von Eamonn  
und Mary O’Sullivan aus Ennis, County Clare,  
bekanntgegeben.«*

Es war das erste Mal, dass Deirdres Name gedruckt in der Zeitung erschienen war. Eine kurze Erwähnung, und zwar anlässlich einer Gelegenheit, die für die meisten Frauen ihrer Generation das einzige nachrichtenwürdige Ereignis ihres Lebens bleiben sollte. Eine Begebenheit, so flüchtig und kurzlebig wie das Feuerwerk in einer Sommernacht, ein Meilenstein zwischen der Geburtsanzeige – sofern sich überhaupt jemand diese Mühe gemacht hatte – und der Todesanzeige viele Jahrzehnte später. Zwischen diesen

beiden Eckpunkten spielten ein Farmhaus an irgendeiner Landstraße, ein Ehemann, der vor Morgengrauen aufstand und erst bei Abenddämmerung zurückkehrte, eine Kinderschar und einige Krankenhausaufenthalte eine Rolle. Und ein neuer Hut für ganz besondere Feiertage. So jedenfalls war es bei Deirdres Schwestern gekommen. Allerdings nicht für Deirdre. Deirdres Leben sollte eine andere Wendung nehmen, etwas, das ihr Vater ihr offenbar von Anfang an angemerkt hatte. »Die Welt wimmelt von langweiligen Menschen«, pflegte er zu ihr zu sagen. Und Deirdres Herz machte einen Satz, weil sie sich insgeheim freute, wohl wissend, dass er damit auf ihre Schwestern anspielte.

Ein Altersunterschied von sechs Jahren trennte Deirdre, die jüngste von fünf Töchtern, von ihrer nächstältesten Schwester. Und während die älteren vier eine hübscher als die andere waren und niedliche Stupsnäschen und leuchtende braune Augen hatten, war Deirdre stets die Außenseiterin gewesen. Mit ihrem schmalen, knochigen Gesicht und dem breiten üppigen Mund, dessen Oberlippe kaum eine Einbuchtung aufwies, sah sie ungewöhnlich aus. Das meinte wenigstens ihr Vater. »Ich verrate dir ein Geheimnis«, sagte er zu ihr, als sie nicht älter als sechs oder sieben gewesen sein konnte. »Du bist kein niedliches kleines Ding wie deine Schwestern, sondern etwas viel Besseres. Du siehst ungewöhnlich aus.« Und gern wiederholte er den Satz: »Du musst mir versprechen, dass du dich nie von deinem Andersein ins Bockshorn jagen lassen wirst.«

Da Deirdre ihren Vater mehr liebte als jeden anderen, zweifelte sie keinen Moment lang an der Weisheit seiner Worte, sondern machte es zu ihrer Lebensaufgabe, dieses Versprechen zu erfüllen. Als sie mit nur siebzehn Jahren

nach Dublin zog, war es ihr Vater, der sie zum Bahnhof begleitete. Er verfrachtete sie in ein Abteil, in dem eine Nonne saß, und überreichte ihr zum Abschied ein Sammelalbum, bevor er ging. »Jetzt musst du es nur noch füllen«, brummte er. »Aber das dürfte dir ja nicht schwerfallen, Deirdre O’Sullivan.« Als der Zug losfuhr, blickte Deirdre zurück und sah ihn auf dem Bahnsteig stehen, den Arm zu einem starren Gruß erhoben und mit tränenüberströmten Wangen.

Es war der Vormittag nach dem Tag, als das alte Abbey Theatre abgebrannt war. Der Geruch lag in der Luft, als Deirdres Zug in die Heuston Station einfuhr. Die Nachricht war in aller Munde. Das Abbey ist Raub der Flammen geworden! Deirdre hastete die Kais entlang und stand inmitten der Menschenmenge, die sich versammelt hatte, um die schwelenden Trümmer des Nationaltheaters zu begaffen. Während die Dubliner Feuerwehr ihre Schläuche auf den Schutt richteten und Schauspieler und Bühnenarbeiter ihr Bestes taten, um wertvolle Requisiten aus der Ruine zu retten, schaute Deirdre verzweifelt dem Treiben zu, voller Furcht, sie könnte zu spät in der Hauptstadt eingetroffen sein, um ihren Traum wahr werden zu lassen – einmal auf der Bühne des Abbey aufzutreten.

Sie stand noch draußen auf der Straße, als sich ein Mann in Hemdsärmeln aus einem Fenster der oberen Etage beugte und Kostüme hinunterwarf. Deirdre gehörte zu den Schaulustigen, die mithalfen, die Sachen zu bergen, und den restlichen Nachmittag damit verbrachten, nasse Roben und Uniformen an quer durch den leeren Zuschauerraum gespannten Wäscheleinen aufzuhängen. Noch ehe es Abend wurde, hatte sie das Versprechen des Inspizienten in der Tasche, ihr einen Termin zum Vorsprechen an der

Schauspielschule des Abbey zu verschaffen. Und als der große Tag da war, hatte er sie zuvor in dem melodischen Irisch unterwiesen, das sie brauchte, um den Intendanten des Theaters zu beeindrucken.

Als Studentin an der Schauspielschule des Abbey ergatterte Deirdre nur zwei Monate später ihre erste Statistenrolle, die einer Krankenschwester in der Inszenierung von *The Silver Tassie*, dem ersten Stück, das während des jahrelangen Exils des Theaters in der Pearse Street aufgeführt wurde. Im folgenden Frühling hatte sie bereits ihre erste Sprechrolle als Nellie the Post in *The Righteous are Bold*, einem Stück, das ihre Mutter ebenso schockierte, wie es ihrem Vater Freude bereitete. Als der *Irish Independent* am nächsten Tag eine Kritik brachte, schickte Deirdres Vater den Hotelportier los, um vier Exemplare der Zeitung zu erwerben, von denen Deirdre eines in ihr Sammelalbum klebte. Mit ihrem Füllhalter malte sie einen ausladenden violetten Kreis um den aussagekräftigen Satz: »Deirdre O'Sullivan verkörperte die Nellie the Post auf beeindruckende Weise ...«

Deirdre beugte sich vor, um die kleine Schrift besser lesen zu können, schaffte es aber dennoch nicht, die Buchstaben zu entziffern. Verschwommene Scheiben hatten sich über ihre Augen gelegt. Die erste war vor einem Jahr in ihrem linken Augenwinkel erschienen, eine teilweise Sonnenfinsternis, von der inzwischen beide Augen betroffen waren, so dass sich alles zu einem Sepia-Ton verfärbt hatte. Es war so, als würde die ganze Welt mit ihr altern.

»Sie haben grauen Star«, hatte der Arzt verkündet, als sie sich endlich hatte überreden lassen, einen aufzusuchen. Er schaltete seine Grubenlampe ab und rollte mit einem fast als selbstzufrieden zu deutenden Gesichtsausdruck

seinen Stuhl zurück. »Allerdings überhaupt kein Grund zur Sorge«, fuhr er fort. »In Ihrem Alter kommt das ausgesprochen häufig vor. Ich überweise sie an einen Augenchirurgen.«

Er drehte seinen Stuhl in Richtung Schreibtisch um, ließ das Kinn auf die Brust sinken und begann seine Tastatur zu bearbeiten. Dann stieß er mit dem Mittelfinger auf eine Taste hinab wie ein Pianist, der einen entschiedenen Schlusston setzen will, und erweckte damit den Drucker zum Leben. Das Gerät spuckte ein Blatt Papier aus, das der Arzt Deirdre mit der gebührenden Feierlichkeit überreichte.

»Wissen Sie, was das ist?«, fragte Deirdre, sobald sie stand. Er sah sie auffordernd an und erwartete offenbar, dass sie ihre eigene Frage beantwortete.

»Das«, sagte sie und schwenkte das Papier vor seiner Nase, »ist der Anfang vom Ende.«

Das Papier in ihrer Hand war die Fahrkarte in eine Welt, die sie stets gefürchtet hatte. Ein Einberufungsbefehl, der sie früher oder später in einen scheußlichen Lehnstuhl im dreifach verglasten Wintergarten eines überheizten Pflegeheims führen würde, umringt von anderen alten Damen, von denen sie nichts mehr unterschied, von denen sie nichts mehr abhob. Der Gedanke, dass ihre gesamte Persönlichkeit und das Leben, das sie sich auf deren Grundlage aufgebaut hatte, womöglich nichts als ein Trugschluss gewesen sein könnte, war für Deirdre schlechterdings unerträglich.

Kaum war sie auf der Straße, als sie die Überweisung schon in den nächsten Papierkorb warf. Übermütig wie ein Schulmädchen schwebte sie über den Gehweg und reckte mit einer herrischen Geste ihren Regenschirm, um einen herannahenden Bus anzuhalten. Sie stieg ein, zeigte

ihre Freifahrkarte vor wie eine Polizeimarke und war erfüllt von einem hinterhältigen Gefühl der Überlegenheit. Seit sie vor all den Jahren in den Zug von Ennis nach Dublin gestiegen war, ihr Geld ins Höschen eingnäht aus Furcht vor den Bösewichten, denen sie in der Stadt begegnen könnte, war sie sich nicht mehr auf so berauschte Weise frei vorgekommen. Ihr Einfall, wie sie auch noch in einer so späten Phase ihres Lebens der Normalität von der Schippe springen könnte, machte sie beinahe unsterblich.

Schon nach einer Woche in Dublin hatte sie Manus kennengelernt. Sechs Wochen später waren sie verlobt, und im folgenden Sommer wurde geheiratet. Ein Hochzeitsfoto erschien in der Hochzeitsglocken-Kolumne des *Irish Independent*. Als Deirdre dieses Foto nun betrachtete, musste sie sich auf die Unterlippe beißen, um ein Schmunzeln zu unterdrücken. Manus sah so tuntenhaft aus, dass es schier zum Totlachen war. »Wie konntest du nicht merken, dass er schwul war?«, hatten Deirdres Töchter sie im Lauf der Jahre immer wieder gefragt. »Kinder«, lautete ihre Antwort, »wenn ich damals überhaupt gewusst hätte, was ein Homosexueller ist, hätte ich es vielleicht erkannt. Aber wir hatten beide keine Ahnung, was dieses Wort bedeutete. Ihr müsst euch vorstellen, wie naiv wir waren. Uns hatte nie ein Mensch etwas erklärt.«

Manus war Protestant, was in jenen Tagen schon skandalös genug war. Natürlich musste er konvertieren, um sie zu heiraten. Zum Ausgleich fand die Hochzeitsfeier nicht in ihrem Heimatstädtchen statt, sondern im überwucherten, von einer Mauer umgebenen Garten des Landguts, das sein Vater in County Kildare verwaltete.

Ihre Mutter war entsetzt, dass es keine Stühle gab, sondern nur im Gras ausgebreitete Decken, auf denen die Gäste es sich gemütlich machen konnten. Als Manus Deirdre achtundzwanzig Jahre und drei Kinder später wegen eines anderen Mannes verließ, war Deirdres Mutter angeblich nicht im mindesten überrascht. Nach so einer Hochzeitsfeier hatte man ja mit dem Schlimmsten rechnen müssen.

Als Manus sich von Deirdre trennte, war es eine Frage des Stolzes, nicht so zu reagieren, wie es von ihr erwartet wurde. Alle glaubten, sie würde am Boden zerstört sein und sich gedemütigt fühlen, und natürlich traf beides zu, doch dies hätte sie sich nur über ihre Leiche anmerken lassen. »Manus und ich waren mehr Freunde als ein Liebespaar«, erzählte sie jedem, dem sie begegnete, wohl wissend, dass sie die unausgesprochene Andeutung widerlegen musste, ein sexueller Makel ihrerseits könnte ihren Mann bewogen haben, sein Vergnügen anderswo zu suchen. »In der Liebe und im Krieg ist alles erlaubt«, sagte sie zu anderen, auf eine Offenheit und Toleranz in ihrer Ehe anspielend, die von außen nicht zu bemerken gewesen war. »Ich bin sehr erleichtert«, witzelte sie, »dass er sich jetzt nicht mehr an meinen Gesichtscremes bedient.«

Deirdres Fähigkeit, ihre Rolle selbst zu schreiben, war so stark ausgeprägt, dass sie ihr, Jahr um Jahr und Jahrzehnt um Jahrzehnt einstudiert, irgendwann beinahe in Fleisch und Blut übergegangen war. Es gelang ihr so ausgezeichnet zu verschleiern, dass sie keinen Tag lang nicht in ihn verliebt gewesen war, dass nicht einmal ihre Kinder Verdacht schöpften. Ihr ganzes Leben hatte sie damit verbracht, einen Mann zu lieben, der sie nicht lieben konnte. Die Wucht dieser Erkenntnis war zu gewaltig, um auch nur ansatzweise darüber nachzudenken.

O Manus, Manus, Manus. Jeden seiner Zeitungsausschnitte hatte sie mit so viel naivem Stolz in ihr Sammelalbum eingeklebt. Rezensionen seines Romans und Artikel, verfasst im höflich respektvollen Ton einer anderen Ära. Ein Schwarzweißfoto von Manus, wie er an seinem Schreibtisch in genau diesem Arbeitszimmer in der oberen Etage saß, beleuchtet vom Licht, das durch das Fenster hereinfiel. Auf dem Foto stand eine hohe Schreibmaschine vor ihm, ein Blatt Papier eingespannt, um den nächsten Roman zu beginnen. Einen Roman, der nie geschrieben werden sollte.

Nun saß Deirdre an ebendiesem Schreibtisch, und das gleiche Winterlicht strömte durchs Fenster herein, nur ein bisschen weniger davon. In den fünfzig Jahren, die seit dem Foto vergangen waren, war die Glyzinie, die sie als junge Braut gepflanzt hatte, still und heimlich die Stockwerke hinaufgeklettert und tauchte nun die Rückseite des Hauses in ein dunkelgrünes Blättermeer, so dass man sich sogar im oberen Stockwerk fühlte wie in einer Grotte. Der grüne Schimmer im ganzen Raum hatte den Vorteil, dass er den Staub tarnte, ebenso die Hausschwammflecken, die sich von den Ecken aus an der Decke ausbreiteten, und den Eimer, der die Wassertropfen vom undichten Dach auffing. Deirdre hatte es längst aufgegeben, Geld in dieses gottverdammte Dach zu stecken.

Ungeduldig blätterte sie weiter das Sammelalbum durch und überschlug Artikel, die sie so gut kannte, dass sie sie nicht mehr zu lesen brauchte; für sie waren sie wie vertraute Felder, die am Fenster eines Zuges vorbeigleiten. Der Bericht über Manus aus der *New York Times*. Das Foto von ihnen beiden, posierend auf dem Flugfeld in Idlewild; er trug eine dunkle Brille, sie einen rubinroten

Turban, passend zu ihrem Mantel. Für Außenstehende sahen sie beide aus wie Filmstars, und das waren sie ja auch beinahe gewesen.

Als sie die nächste Seite umblätterte, stieß sie auf ein PR-Foto von sich selbst und hielt inne. Sie stand allein in einer fließenden Robe auf der Bühne, das Kinn leicht gereckt, um ihren langen blassen Hals vorteilhaft zur Geltung zu bringen. Ihre Augen waren aufgerissen und blickten gespielt in die Weite, so, als wäre sie nur ein leeres Gefäß, um alle großen Rollen hineinzulegen, die noch auf sie warteten. Inzwischen war ihre Schönheit nicht mehr abzustreiten. Keine Kleinstadtschönheit wie ihre Schwestern, sondern eine, die die landesweiten Bühnen beherrschte. Vielleicht würde sie sogar irgendwann einmal die Welt erobern.

Hatte sie damals gewusst, dass sie am Rande des Abgrunds balancierte? Kritik auf Kritik, liebevoll ins Album eingeklebt, zeugte von ihrer triumphalen Stellung als Königin der Dubliner Bühne. Es war von Filmrollen die Rede, vielleicht sogar vom Broadway, bis der Anfang vom Ende in Form eines winzigen Zeitungsausschnitts, kaum größer als eine Briefmarke, gekommen war; er war mit einem Streifen Klebeband, trocken und vergilbt wie ein toter Hautfetzen, an der Seite befestigt.

*»MacEntee – 4. Juli 1960 wurde Deirdre,  
Ehefrau von Manus MacEntee, im Krankenhaus  
Stella Maris von einer Tochter entbunden.  
Alma. Deo gratias!«*

Alma, die, begleitet von einem Schwall aus Zahlen, in ihr Leben getreten war. Während alle von Zentimetern, Gramm, Wochen und Monaten sprachen, interessierte

Deirdre nur, wann sie wieder würde auftreten können. »Seht ihr die Narbe an meinem Kopf?«, frotzelte Alma Jahre später und zeigte auf eine Windpockennarbe an ihrer linken Schläfe. »Die ist vom Absatz meiner Mutter, als sie mich niedergetrampelt hat, um zurück auf die Bühne zu können.« Und in den ersten ein, zwei Jahren machte es auch nicht den Anschein, als würde Deirdre sich von der Mutterschaft ausbremsen lassen. Erst als sie wieder schwanger wurde, diesmal mit einer Schwangerschaftsübelkeit, die den ganzen Tag lang andauerte, geriet ihr Ehrgeiz allmählich ins Wanken. Widerstrebend lehnte sie die Rolle der Brigid in *Shadow and Substance* ab (ein Part, für den sie offen gestanden schon ein wenig zu alt war), legte sich ins Bett und wartete auf die Entbindung.

Bei Acushlas Geburt erlitt Deirdre einen Lungenkollaps, von dem sie sich lange nicht erholte. Manus gab zwar eine Geburtsanzeige auf, doch da niemand daran dachte, die Zeitung bei Erscheinen aufzubewahren, existierte zu Deirdres großem Bedauern keine Aufzeichnung über Acushlas Geburt. Dasselbe galt auch für den Tod ihres Vaters, ein Ereignis, das genau am selben Tag eintrat. Deirdre war zu schwach, um zur Beerdigung zu kommen, und weinte anschließend ein oder vielleicht auch zwei Jahre lang; mit der Zeit glaubte sie, sie würde für immer weiterweinen. »Warum hast du niemanden um Hilfe gebeten?«, fragte Acushla einmal. »Warum bist du nicht zum Arzt gegangen?« Ach, das war schwer zu erklären. Damals bat man andere Leute nicht um Hilfe. Das gehörte sich einfach nicht. »Was hat dich daran gehindert?«, hakte Acushla nach, obwohl sie die Antwort kannte. »Dein Bruder«, erwiderte Deirdre lächelnd. »Dein Bruder hat mich aus dem schwarzen Loch geholt.«

*»MacEntee – Manus und Deirdre (geborene O’Sullivan) haben einen Sohn bekommen. Macdara.«*

Wenn man den Mädchen glauben konnte, war Macdara Deirdres Lieblingskind. Als Beweis führten sie an, dass die PIN-Nummer für Deirdres EC-Karte Macdaras Geburtsjahr war. »Macht euch nicht lächerlich«, sagte Deirdre. »Ich habe alle meine Kinder gleich lieb.« Obwohl das nicht ganz stimmte. Sie hatte alle ihre Kinder gleich lieb, ja, doch nicht zur gleichen Zeit und auf die gleiche Weise. Ihre Erstgeborene liebte Deirdre mit einer Mischung aus Ehrfurcht und Stolz. Alma, die so absolut in sich selbst ruhend zur Welt gekommen war. Kaum hatte sie die Augen aufgeschlagen, hatte sie schon das Kommando über ihre Umgebung ergriffen, eine Führungsrolle, die sie nie wieder abgegeben hatte. Manchmal wurde Deirdre den Eindruck nicht los, dass sie Alma genau deshalb liebte, weil diese nie um Liebe gebeten und auch nie geäußert hatte, dass sie welche brauchte.

Acushla hingegen wurde um Aufmerksamkeit schreiend geboren. Sie war ein unruhiges Baby, das mitten in der Nacht aufwachte und Trost brauchte, doch Deirdre hatte nicht die Kraft, ihn ihr zu geben. So viele Nächte lang ging Deirdre, Acushla in den Armen, in der Dunkelheit durchs Haus; ihre Tränen der Hilflosigkeit mischten sich mit denen ihrer Tochter und bildeten eine klebrige Pfütze der Trauer in der Kuhle über ihrem Schlüsselbein. Das Erbe dieser schrecklichen Zeit war ein Gefühl der Zärtlichkeit zwischen Deirdre und Acushla, eine Zärtlichkeit, die wegen der geteilten Trauer an Mitleid grenzte. Eine völlig andere Form von Liebe eben.

Verglichen damit war Deirdres Liebe zu Macdara stets auf

wundersame Weise gradlinig. Sobald sie ihn im Krankenhaus zum ersten Mal sah, liebte sie ihn sofort auf eine Art, die ebenso schlicht wie unerwartet war. Inzwischen hatte sie die Hoffnung aufgegeben, der Mutterschaft noch etwas abzugewinnen zu können. Doch mit Macdaras Ankunft, eine Geburt, so wenig erschütternd wie eine Tempeschwelle, verwandelte sie sich über Nacht in eine Erdmutter. Macdara wurde von Anfang an gestillt, während die Mädchen das Fläschchen bekommen hatten. Die Mädchen waren von Kinderfräulein beaufsichtigt worden, doch Macdara begleitete Deirdre überallhin und wurde von ihr in einer Schlinge am Körper getragen. Nachts kroch er zwischen seine Eltern ins Bett, etwas, das den Mädchen stets verboten gewesen war.

Nach Macdaras Geburt kam es für Deirdre überhaupt nicht mehr in Frage, wieder zur Arbeit zu gehen, denn sie war fest entschlossen, keinen Moment ihrer verspäteten Freude an der Mutterschaft zu verpassen. Erst als er ins Internat kam, startete sie ihr Comeback und genoss kurze, aber ruhmreiche drei Jahre im Rampenlicht. Gerade wollte sie mit *The Gigli Concert* auf Tournee gehen, als die Macdara-Krise ausbrach, und zwar drei Wochen nachdem er mit einem Stipendium sein Studium an einer Universität in der Provence aufgenommen hatte. Aus Gründen, die Deirdre nie ganz verstand, wurde diese Krise durch den Anblick der Abbildung eines Hermaphroditen in einem Buch ausgelöst. Jedenfalls erlitt Macdara einen so schweren Zusammenbruch, dass es eine enorme Herausforderung darstellte, ihm bei seiner Gesundung beizustehen. Also stieg Deirdre aus der Tournee aus, ein Akt der Selbstsabotage, von dem sich ihre Karriere nie wieder erholen sollte. Dreißig Jahre später lebten Mutter und Sohn noch immer mehr schlecht als recht unter einem Dach

und begegneten den Eigenheiten des anderen mit gegenseitiger Toleranz und einer unerschöpflichen Zuneigung, die jedem Außenstehenden ein Rätsel war. »Du unterstützt ihn in seinem Verhalten«, sagte Alma einmal zu ihr. »Wir unterstützen einander«, wimmelte Deirdre sie ab und erstickte jegliche Kritik im Keim.

»Mum!« Macdara rief nach ihr. »Möchtest du Tee?« Dem Klang nach war er weit genug die Treppe hinaufgegangen, um die Antwort zu verstehen.

»Bitte, Schatz!«, erwiderte Deirdre. Als sie aufstand, damit er sie besser hören konnte, schoss ihr der vertraute Schmerz durch das rechte Bein. »Der Ischias«, hatte der Arzt gesagt. »Auch völlig normal.« Die Blaseninkontinenz, die Deirdre lieber unerwähnt gelassen hatte, würde er ohnehin sicher nur als weitere Alterserscheinung einstufen.

Deirdre ließ sich vorsichtig zurück in den Sessel sinken und blätterte auf der Suche nach dem einzigen Eintrag, in dem es um Macdara ging, weiter die Seiten durch. Sie überschlug Almas ersten Artikel für die Uni-Zeitung und auch ihr Debüt bei einem überregionalen Blatt. Außerdem das Titelfoto, das Almas Hochzeit mit Michael Collins zeigte. (Es wurde ein großes Tamtam darum veranstaltet, dass der Bräutigam der jüngste Abgeordnete im irischen Parlament war. Und auch aus seinem Namen, den er seinem Vater zu verdanken hatte, und zwar obwohl es ein Witz war, seinen Sohn nach dem verstorbenen Helden der Opposition zu benennen. Oh, wie hatten alle darüber gelacht, dass es jetzt einen Michael Collins bei der Fianna Fáil gab!) Die folgenden Seiten strotzten von Berichten über Michaels politische Karriere. Bald waren seine Medienauftritte so zahlreich geworden, dass Deirdre sich ge-

zwungen gesehen hatte, mit dem Sammeln aufzuhören. Sie hatte nur noch die Ausschnitte aufbewahrt, in denen Alma erwähnt wurde. Alma Seite an Seite mit Michael bei einem Staatsbankett. Alma am Schauplatz eines Medienereignisses, das Mikrophon in der Hand. Ein ganzseitiges Interview mit Alma über die neue Frauengeneration, die sich im Fernsehen einen Namen machte.

Hin und wieder war auch ein Artikel über Acushla dabei. Einige Zeilen in einer Klatschspalte über ihre Verlobung mit Michaels Zwillingbruder Liam. Ein Foto von ihr mit einem gewaltigen Hut am Ladies' Day bei der Frühjahrsausstellung. Eine Nennung auf der Liste von Irlands am besten angezogenen Frauen. Macdara hatte es nur einmal in irgendeine Publikation geschafft, und zwar in den Jahresbericht seiner Schule, wo es hieß, er habe sich im Rechtschreibmarathon triumphierend geschlagen. Deirdre hatte den Bericht ausgeschnitten und ordentlich in ihr Album geklebt, fest überzeugt, dass es sich nur um ein Vorspiel zu größeren Erfolgen handelte. Rückblickend betrachtet, wäre es wohl besser gewesen, ihn nicht aufzubewahren.

Als sie Macdaras Schritte auf der Treppe hörte, blätterte sie die Seite um.

»Hier ist dein Tee«, sagte er, nachdem er ohne anzuklopfen eingetreten war. Er ging wie viele sehr hochgewachsene Menschen vornübergebeugt und trug die Teetasse so geschickt wie ein erfahrener Butler. Wie immer hatte er ein frischgebügeltes Hemd und eine der handgestrickten Krawatten an, deren Herstellung er in der Beschäftigungstherapie gelernt hatte. Seitdem beschenkte er zu Weihnachten alle Welt damit. Dazu war er mit einem Lambswool-Pulli mit V-Ausschnitt, einer beige Cordhose und Ugg-Stiefeln bekleidet. Macdara litt ständig unter kalten

Füßen. »Sitzt du wieder an deinem Album?«, erkundigte er sich, während er die Teetasse auf die mit abgewetztem Leder bezogene Schreibtischplatte stellte.

»Ja«, erwiderte sie und wedelte mit der Hand über die aufgeschlagenen Seiten. »Ich wollte gerade einen Artikel über deine Schwester einkleben und habe mich ablenken lassen.« Sie blickte auf die Seite, die vor ihr lag. »Die Todesanzeige meiner Mutter«, erklärte sie. Kurz herrschte Schweigen, als die beiden sie betrachteten. Da Macdara an der gegenüberliegenden Seite des Schreibtischs stand, musste er den Hals recken, um sie nicht auf dem Kopf stehend lesen zu müssen.

*»O'Sullivan, Mary, im 95. Lebensjahr.  
Witwe des verstorbenen Eamonn ...«*

»Wann war das?«, fragte Macdara und sah sie an. Seine grauen Augen hatten einen arglosen Ausdruck.

»1984.«

Er war in Frankreich gewesen, als sie starb. Obwohl sie es beide wussten, erwähnten sie es nicht.

»Vor dreißig Jahren«, meinte er überrascht.

»Ja«, entgegnete sie, war jedoch nicht sicher, ob er auf den Tod seiner Großmutter oder auf seinen fatalen Frankreichaufenthalt anspielte. Oder vielleicht auf beides.

»Nun«, sagte er und neigte den Kopf, als wollte er noch etwas hinzufügen. Den Kopf noch immer gesenkt, wich er in Richtung Tür zurück, und das Gespräch hing weiter in der Luft. Im nächsten Moment war er weg, und das, was ihm auf der Zunge lag, blieb unausgesprochen.

Sobald Macdara draußen war, wirkte das Zimmer leerer als zuvor. Deirdre saß eine Weile da und hielt nach merk-

lichen Veränderungen in der Luft Ausschau, doch da war nichts bis auf ein leises Brummen.

Sie bemühte sich, eine Erinnerung an ihre Mutter heraufzubeschwören. Verzweifelt sehnte sie sich danach, sich ihre Mutter als junge Frau ins Gedächtnis zu rufen, doch sie sah nichts als gefrorene Momente von Fotografien. Das lebendige, atmende Bild war das eines Knochenbündels in einem Bett, eines zornig starrenden Augenpaars. Dazu ein Geruch, der sich für immer in Deirdres Atemwegen festgesetzt hatte. Trotz des vielen Geldes, das sie dem Pflegeheim in den Rachen geworfen hatte, herrschte dort immer ein Gewächshausgestank nach menschlicher Verwesung. Beim bloßen Gedanken bekam Deirdre es mit der Angst zu tun. Es löste Grauen in ihr aus, und so sehr sie sich auch anstrengte, konnte sie das Bild nicht ersetzen. Tatsache war, dass ihre Mutter zu lange gelebt hatte. Sie hatte sich gewissermaßen selbst überlebt.

*»... tief betrauert von ihren Töchtern*

*Margaret (Peggy), Mary, Catherine (Kitty),*

*Maeve und Deirdre.«*

Sie lebten alle noch. Peggy musste inzwischen dreiundneunzig sein, Mary einundneunzig, Kitty knapp neunzig. Selbst Maeve war schätzungsweise sechsundachtzig, was hieß, dass Deirdre an ihrem nächsten Geburtstag achtzig werden würde. Diese Tatsache ging ihr seit Anfang des Jahres zunehmend häufiger durch den Kopf. Die Zahl verwirrte sie; sie musste einfach falsch sein.

»Mir gefällt die Vorstellung nicht«, hatte sie ihrem Ex-Mann vor kurzem anvertraut, in dem Glauben, dass ausgerechnet er es verstehen würde.

Ärgerlicher Weise lachte Manus nur.

»Ich war immer jünger als alle anderen«, fuhr Deirdre fort, um richtig zu erklären, was sie damit meinte. »Ich kann mich einfach nicht als alter Mensch sehen. Ich mag alte Menschen nicht einmal.«

»Unsinn«, entgegnete er. »Du hast alles, was dazugehört, um eine tolle alte Dame zu werden. Du bist dazu geboren, eine alte Dame zu sein.«

Oh, wie sehr hatte sie sich über diesen Spruch geärgert. Es war eine Beleidigung ihrer Eitelkeit.

»Du wirst sicher hundert Jahre alt«, sagte er. Und sie erappte sich bei dem unbändigen und trotzigen Wunsch, ihm das Gegenteil zu beweisen. »Schauen wir den Tatsachen ins Auge«, fuhr er mit einem leicht spöttischen Unterton fort. »Du stammst von Generationen von Überlebenden ab.«

»O Manus«, erwiderte sie, »genau das ist ja das Problem. Der Gedanke, alt zu werden, macht mir Angst.«

»Ach, ja?«, sagte er mit einem höhnischen Kichern. »Und trotzdem musst du zugeben, dass es der Alternative vorzuziehen ist.«

Deirdre lächelte ihn nickend an, doch in ihrem Kopf nahm ein langsam gärender Gedanke Gestalt an. Sie drehte seine Worte hin und her, bis sie ihnen die Bedeutung abgerungen hatte. Nicht der fröhliche Fatalismus ihres Ex-Mannes in Sachen Älterwerden hatte sie aufmerken lassen. Viel interessanter erschien ihr eine Idee, auf die er sie unwissentlich gebracht hatte: die Vorstellung, dass es noch eine Alternative gab.

»Sie können sich nicht umbringen, weil Sie den grauen Star haben«, sagte ihr Arzt. »Sie sind doch sonst topfit. Sicher sind Sie besser in Form als ich.«

»Sparen Sie sich Ihre gönnerhaften Bemerkungen«, erwiderte sie. »Ich habe gründlich darüber nachgedacht. Im Oktober werde ich achtzig, und ich glaube, ich habe mich wacker geschlagen. Deshalb habe ich beschlossen zu gehen, solange ich noch einen Vorsprung habe.«

»Leiden Sie womöglich an einer Depression?«, fragte er und musterte sie.

»Sehe ich etwa depressiv aus?«

»Jedenfalls leiden Sie nicht an einer lebensbedrohlichen Krankheit«, entgegnete er und hakte im Kopf ein weiteres Kästchen ab.

»Natürlich tue ich das! Ich leide an beginnender Vergreisung, die in allen mir bekannten Fällen zum Tode führt.« Er lächelte nicht einmal. »Sie wissen, dass es mir gesetzlich verboten ist, Ihnen zu helfen.«

»Ich bitte Sie ja gar nicht um Hilfe. Ich möchte nur, dass Sie mir meine Krankenakte aushändigen und bestätigen, dass ich bei klarem Verstand bin.«

»Oh, das ist aber höchst ungewöhnlich.«

»Genau«, erwiderte Deirdre.

»Ich würde Ihnen dringend empfehlen, Ihre Familie von Ihren Plänen in Kenntnis zu setzen.«

»Natürlich«, sagte sie, obwohl sie nicht die geringste Absicht hatte, das zu tun. Dass ihnen der Kinnladen herunterfallen würde, wenn sie sie damit überrumpelte, war doch gerade der Spaß daran. Insbesondere Manus wollte sie eine Überraschung bereiten. Fast bedauerte sie, dass sie sein Gesicht nicht würde sehen können, wenn er davon erfuhr. Gerade Manus würde mehr als jeder andere die exquisite Eleganz ihres Plans zu würdigen wissen.

»Ich frage mich, ob Sie sich Gedanken darüber gemacht haben, welche Auswirkungen das auf Ihre Kinder haben wird«, meinte der Arzt.

Deirdre starrte ihn an und fasste es nicht, wie um alles in der Welt ein Mensch nur so vernagelt sein konnte.

»Begreifen Sie denn nicht? Ich würde ihnen einen Gefallen tun.«

Und davon war Deirdre wirklich überzeugt. Immerhin würde sie ihre Kinder von der Pflicht erlösen, sie im Alter pflegen zu müssen. Hinzu kam, dass sie die nicht unbeträchtliche Geldsumme, die sie im Lauf der Jahre gespart und zusammengekratzt hatte, unter sich würden aufteilen können, anstatt sie für Arztrechnungen und Pflegeheimkosten zu vergeuden. Also sah es für Deirdre danach aus, als würde sie ihnen einen Riesengefallen tun.

Seit die Entscheidung feststand, fühlte sie sich befreit von ihren Ängsten. Alles, was ihr bislang Sorgen bereitet hatte – der graue Star, der Ischias und ihr zunehmend verfallendes Haus –, erschien ihr nur noch als belangloses Ärgernis. Die Wolken, die sich über ihr zusammengeballt hatten – Krebserkrankungen, Demenz, Inkontinenz und Unbeweglichkeit –, hatten sich auf wundersame Weise verzogen, so dass Deirdre, zumindest für den Moment, nur noch einen blauen Himmel über sich sah. Allem haftete eine luftige Süße an, als wäre ihr Leben aus Sorbet gemacht. Sie ertappte sich sogar bei spontanen Heiterkeitsausbrüchen und fing beim Gehen durchs Haus zu singen an – Lieder, die ihr seit ihrer Jungmädchenzeit nicht mehr über die Lippen gekommen waren.

Wenn das alte Haus nachts ächzte, drehte Deirdre sich einfach im Bett um und schlief sofort wieder ein. Als ein Wintersturm ein großes Stück der Regenrinne an der Rückseite des Hauses abriss, hob sie es auf und schmiss es lässig ins Blumenbeet. Als der Wetterbericht infolge der Erderwärmung vor einer Zunahme von Überschwem-

mungen und verregneten Sommern warnte, interessierte sie das kein bisschen mehr, denn sie würde ja fort sein und sich nicht mehr damit herumärgern müssen.

»Ich habe beschlossen, eine Geburtstagsfeier zu veranstalten«, teilte sie ihren Kindern mit. »Es wäre doch nett, wenn wir uns alle unter einem Dach versammeln.«

»Was soll daran nett sein?«, entgegnete Alma mit dem für sie typischen herablassenden Gesichtsausdruck.

»Wir könnten das Fest ja mit deinem fünfzigsten zusammenlegen, wenn du magst«, schlug Deirdre Acushla in einem ziemlich leichtsinnigen Anfall von Großzügigkeit vor.

»Warum um alles in der Welt sollte ich es an die große Glocke hängen, dass ich fünfzig werde?«, gab Acushla entsetzt zurück.

»Es wird eine richtige Party werden«, beharrte Deirdre, »mit Champagner und Appetithäppchen und gedruckten Einladungskarten.«

»Hört sich eher nach einer Hochzeit an«, erwiderte Macdara bedrückt.

Und Deirdre kicherte so aufgekratzt wie eine junge Braut. Macdara hatte nämlich recht. Eigentlich war es wirklich so etwas wie eine Hochzeit, eine Veranstaltung mit dem Augenmerk auf Schnickschnack anstatt auf den gewaltigen Schritt ins Unbekannte, der darauf folgen würde.

Deirdre hatte ein festes Bild von ihrer Geburtstagsfeier im Kopf, und zwar eines, das an ein Gemälde angelehnt war, das ihr stets sehr gefallen hatte. Es war von Sir John Lavery und hatte viele Jahre in der National Gallery gehangen; in all der Zeit hatte Deirdre immer wieder dort vorbeigeschaut, um es zu besuchen, so wie man einen alten Freund besucht. Das Bild stellte Lady Lavery dar, und

zwar in einem riesigen und prunkvoll ausgestatteten Raum sitzend. Sie trug ein langes, ausladendes Abendkleid aus Satin und Seide und einen prächtigen, mit Federn geschmückten Turban auf dem Kopf. Rings um sie scharten sich ihre Töchter und ein Hund. Im Hintergrund hielt ein Diener ein silbernes Tablett hoch. Auf dem Bild strahlte Lady Laverys langes bleiches Gesicht, ihre Körperhaltung war entspannt, in ihren Augen stand ein traurig wissender Blick.

Deirdre fand, dass sie früher ausgesehen hatte wie Lady Lavery, eine Ähnlichkeit, auf die sie einmal von einem Betrunkenen auf einer Party hingewiesen worden war. »Schau mal einer an«, hatte der Betrunkene gesagt, »das ist ja die Dame, die auf dem alten Pfundschein abgebildet ist!« Deirdre hatte sein Geschwätz zwar mit einem verlegenen Auflachen weggewischt und getan, als wäre ihr die Situation peinlich, doch in Wahrheit hat sie sich geschmeichelt gefühlt. Seitdem war es ein nie offen ausgesprochener, aber wichtiger Teil ihres Selbstbildes geworden, die Vorstellung, sie könne Lady Lavery ähneln. Und so stand ihr Lady Laverys Gesicht vor Augen, wenn sie an sich selbst als junge Frau dachte, und zwar klarer als jede eigene Erinnerung.

Beim Planen ihrer Geburtstagsfeier sah Deirdre dieses Gemälde vor sich. Sie malte sich aus, wie sie in vergleichbar theatralischer Aufmachung und umringt von ihrer Familie in ihrem Wohnzimmer saß, und inszenierte sozusagen ein *tableau vivant*. Kurz schoss ihr durch den Kopf, dass der Wunsch, dieses Tableau zu schaffen, möglicherweise der einzige Grund für die Party war. Wenn sie wirklich in sich gegangen wäre, hätte sie vielleicht herausgefunden, dass diese Erklärung zutraf. Aber Deirdre spielte

nun schon seit so vielen Jahren eine Rolle, dass sie es aufgegeben hatte, den Punkt aufzuspüren, an dem ihre eigene Persönlichkeit endete und die Charade begann.

## Prominenten auf den Mund geschaut: Alma MacEntee im Gespräch mit Dara Lynch

Ihr Lieblingsfilm? *La Dolce Vita.*

Ihr Lieblingsbuch? *Liebe unter kaltem Himmel von Nancy Mitford. Im Vergleich mit diesem Roman wirkt meine Familie beinahe normal.*

Ihr Lieblingskörperteil? *Meine Brüste. Ich will mich ja nicht selbst loben, aber ich habe tolle Titten.*

Der Körperteil, den Sie am wenigsten an sich mögen? *Meine Zähne. Ich stamme aus der Vor-Zahnspangen-Generation.*

Welche Eigenschaft können Sie am wenigsten an sich leiden? *Schlamperei.*

Welche Eigenschaft verabscheuen Sie am meisten bei anderen? *Humorlosigkeit.*

Welchen lebenden Menschen bewundern Sie am meisten und warum? *Meinen Vater, weil er nie seine Unschuld verloren hat.*

Was bereuen Sie am meisten? *Ich halte nichts von Reue.*

Ihr Lieblingsgeruch? *Frühstücksspeck, den jemand gerade für mich brät.*

Ihre liebste Romanfigur? *Scarlett O'Hara.*

Und Ihr Held/Ihre Heldin im wirklichen Leben? *Hillary Clinton.*

Haben Sie jemals »Ich liebe dich« gesagt, ohne es zu meinen? *Nein.*

Ihr wichtigster Besitz? *Mein Taillenumfang.*

Ohne welches Kosmetikprodukt könnten Sie nicht leben?

*Meine Sonnenmilch mit Lichtschutzfaktor 50.*

Wer sollte Sie in einem Film über Ihr Leben darstellen?

*Julianne Moore.*

Wen würden Sie am liebsten zum Essen einladen? *Meinen*

*Ex (und dann würde ich ihn vergiften).*

Motto? *Sei du selbst, alle anderen Rollen sind schon besetzt.*

